

This is a pre-print of the following article: Gerhards, Jürgen & Florian Buchmayr. 2018. Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Generation von Migrantinnen in der Wahrnehmung symbolischer Grenzen und in den Strategien ihrer Grenzarbeit [Differences between First and Second Generation Migrants' in Interpreting Symbolic Boundaries and in their Boundary Work]. *Berliner Journal für Soziologie* 28(3): 367-395

Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Generation von Migrantinnen in der Wahrnehmung symbolischer Grenzen und in den Strategien ihrer Grenzarbeit¹

Jürgen Gerhards, Florian Buchmayr

Bilanziert man die vielfältige, meist auf statistischen Auswertungen von repräsentativen Erhebungen beruhende Literatur zur Frage, in welchem Maße sich die erste und zweite Generation von Migrantinnen im Grad der Integration in die Gesellschaft der Bundesrepublik unterscheiden, so fällt das Ergebnis eindeutig aus. Die zweite Generation ist deutlich besser integriert als die erste. Dieser Befund gilt für die einzelnen, in der Forschung unterschiedenen Dimensionen von Integration gleichermaßen, wie u.a. Silke Hans (2010) auf der Basis einer Auswertung der Daten des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) sehr überzeugend gezeigt hat: Die Deutschkenntnisse sind in der zweiten Generation deutlich besser (kulturelle Integration), die erreichten Bildungsabschlüsse, das Qualifikationsniveau des erreichten Berufs und das erzielte Einkommen fallen höher aus (strukturelle Integration) und auch Kontakte und Freundschaften mit deutschen Bürgerinnen sind deutlich ausgeprägter (soziale Integration) als in der ersten Generation.² Die Generationsunterschiede im Grad der Integration gelten für die verschiedenen Migrantinnengruppen gleichermaßen, auch wenn sich zwischen den Gruppen Unterschiede hinsichtlich des Integrationsniveaus zeigen. Zu diesem Ergebnis kommen auch international vergleichende Studien (Eurostat 2011).

Von den eher „harten“ Dimensionen der Integration in eine Mehrheitsgesellschaft kann man weichere Formen unterscheiden. Hier geht es um die Frage, in welchem Maße Migrantinnen überhaupt als solche von der Mehrheitsgesellschaft kategorisiert werden, d.h. symbolische

¹ Der Artikel ist in dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Sonderforschungsbereich „Affectiv Societies“ entstanden. Wir bedanken uns bei Sylvia Kämpfer und Damir Softic, die die Gruppendiskussionen, die unseren Analysen zugrunde liegen, mit organisiert und durchgeführt haben.

Zur besseren Lesbarkeit sprechen wir allein von Migrantinnen, verwenden also allein die weibliche Form (generisches Femininum), meinen aber immer alle Geschlechter

² Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen andere Studien. Bezüglich der Entwicklung der Deutschkenntnisse vgl. Esser 2006; Diehl und Schnell 2006; Heath 2014; Pollack et al. 2016, bezüglich der Bildungsbeschlüsse vgl. Kalter und Granato 2002; Pollack et al. 2016 und im Hinblick auf die Vernetzung mit der autochthonen Bevölkerung vgl. Wimmer 2004; Diehl und Schnell 2006; Schnell 2014; Pollack et al. 2016. In den erwähnten Studien werden auch jeweils die Ursachen für die Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Generation diskutiert und empirisch überprüft, worauf wir an dieser Stelle nicht genauer eingehen werden.

Anerkennung sowie Respekt erfahren und durch die Mehrheitsgesellschaft akzeptiert bzw. stigmatisiert und diskriminiert werden. Selbst wenn man die Sprache des Aufnahmelandes fließend beherrscht, beruflich erfolgreich und mit Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft befreundet ist, bedeutet dies nicht automatisch, dass man von der Mehrheitsgesellschaft als Migrantin akzeptiert wird, auch wenn eine gelungene sprachliche, strukturelle und soziale Integration eine symbolische Anerkennung sicherlich erleichtert.

Der empirisch gesicherte Wissenstand über den Unterschied zwischen der ersten und zweiten Generation bezüglich ihrer Erfahrungen der Anerkennung, der Kategorisierung und Diskriminierung ist deutlich geringer und fällt in den Ergebnissen auch ambivalenter aus als der über die anderen Integrationsdimensionen. Manche Studien kommen zu dem Ergebnis, dass sich Migrantinnen der zweiten Generation stärker als Angehörige der ersten Generation mit der Ankunftsgesellschaft identifizieren. Die symbolische Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und Minderheit scheint sich aufzuweichen (Heath 2014; Sauer 2014; Hans 2010; Diehl und Schnell 2006). Andere Studien hingegen deuten darauf hin, dass dieser Befund nicht für alle Migrantinnengruppen gleichermaßen gilt. Vor allem Migrantinnen der zweiten Generation, die sich besonders stark von der Ankunftsgesellschaft abgelehnt fühlen, entwickeln ein brüchiges Verhältnis zur Mehrheitsgesellschaft (Weiss 2014). Pollack et al. (2016) stellen in der zweiten Generation türkischer Migrantinnen zudem eine Abnahme der Assimilationsbereitschaft und eine Zunahme der offensiven Identifikation mit dem Herkunftsland fest.

An dieser Stelle setzen wir mit unserer Untersuchung an. Auf der Grundlage von Gruppendiskussionen mit in Deutschland lebenden Migrantinnen verschiedener Herkunft rekonstruieren wir, ob sich die erste und zweite Generation in der Wahrnehmung der symbolischen Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und migrantischer Minderheit unterscheiden, in welchem Maße sie also (1) unterschiedliche Kategorisierungs- und Diskriminierungserfahrungen gemacht haben und (2) welche verschiedenen Strategien des Umgangs mit der symbolischen Grenzziehung die beiden Generationen entwickelt haben.

Wir analysieren diese Fragen am Beispiel von Vornamen, weil sich diese als sensibler Indikator zur Analyse von Grenzziehungsprozessen herausgestellt haben (Sue und Telles 2007; Gerhards und Hans 2009). Nicht nur für die erste Generation von Migrantinnen, die ihren Vornamen in ihrem Herkunftsland erhalten haben und erst dann migriert sind, gilt, dass der Vorname der neuen Umwelt häufig den Migrantinnenstatus signalisiert. Auch sehr viele Personen der zweiten Generation, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, haben von ihren Eltern häufig einen Namen erhalten, der eher typisch für das Herkunftsland ist und insofern ebenfalls den Migrationshintergrund verrät. Hören wir im deutschsprachigen Kontext die Namen Alexios, Omar, Phuong oder Bill, dann schließen wir aufgrund des Vornamens, dass es

sich bei seinen Trägerinnen wahrscheinlich um eine Person mit Migrationshintergrund handelt.³ Vornamen haben Signalfunktion, weil sie als Marker von Gruppenidentität fungieren (können).

Wir werden im ersten Kapitel unserer Ausführungen kurz den begrifflich-konzeptionellen Rahmen, der unserer Untersuchung zugrunde liegt, skizzieren und im zweiten Kapitel das methodische Vorgehen erläutern. Unsere Analyse bezieht sich auf Gruppendiskussionen mit insgesamt 55 Migrantinnen aus unterschiedlichen Herkunftsländern ergänzt um sechs Einzelinterviews mit Eltern und ihren Kindern (vgl. dazu Gerhards und Kämpfer 2017). Kapitel 3 und 4 sind der Darstellung der Ergebnisse gewidmet. Während wir im dritten Kapitel rekonstruieren, wie sich die erste und zweite Generation in der Wahrnehmung der symbolischen Grenze unterscheiden, steht die Analyse der Unterschiede in der Grenzarbeit der beiden Generationen im Mittelpunkt des vierten Kapitels. Die Auswertung unserer Gruppendiskussionen zeigt im Hinblick auf beide Fragestellungen, dass wir zwar Unterschiede zwischen den beiden Generationen finden, den wir als Kohorteneffekt interpretieren werden, die Unterschiede für die verschiedenen Migrantinnengruppen aber recht unterschiedlich ausfallen. Vor allem Migrantinnen aus der Türkei und dem arabischem Raum nehmen die symbolische Grenze zwischen sich und der Mehrheitsgesellschaft anders wahr bzw. werden von der Mehrheitsgesellschaft anders kategorisiert und bewertet und verfolgen demgemäß auch eine andere Politik der Grenzarbeit als die anderen Migrantinnengruppen. Die Ergebnispräsentation in Kapitel 3 und 4 trägt diesem Befund insofern Rechnung, als dass wir den Vergleich zwischen der ersten und zweiten Generation für zwei Typen von Migrantinnengruppen jeweils getrennt durchführen. Im letzten Abschnitt (Kapitel 5) fassen wir die Befunde zusammen.

1. Konzeptioneller Rahmen

Im Mittelpunkt unserer Untersuchung steht ein Vergleich zwischen der ersten und zweiten Generation von Migrantinnen. Wir vergleichen die beiden Generationen im Hinblick auf zwei Fragestellungen. (1) Unterscheiden sich die beiden Generationen in ihrer Wahrnehmung der symbolischen Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und migrantischer Minderheit und können sie von unterschiedlichen Kategorisierungs- und Diskriminierungserfahrungen berichten? (2) Wie verhalten sie sich zu der wahrgenommenen Grenze, welche Grenzarbeitungsstrategie präferieren sie und ist diese eher auf eine Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft oder auf eine Selbstbehauptung migrantischer Identität gerichtet? Zur Beantwortung beider Fragestellungen nehmen wir Bezug auf die Literatur zur symbolischen Grenzziehung, die vor allem im anglo-amerikanischen Kontext eine enorme Konjunktur erfahren hat und deren zentrale Konzepte wir im Folgenden kurz erläutern werden.

³ Die Zuordnung eines Vornamens ergibt sich dabei vornehmlich aus der empirischen Verteilung des Namens über die verschiedenen sozialen Kategorien.

(1) Unter symbolischen Grenzen versteht man Unterscheidungen, mit denen Menschen ihre soziale Umwelt ordnen und soziale Gruppen definieren (Lamont und Molnár 2002). Dabei können unterschiedlichste reale oder zugeschriebene Merkmale genutzt werden, um die eigene Gruppenzugehörigkeit und die anderer zu markieren und damit Grenzen zwischen Gruppen zu definieren.⁴ Diejenigen, die nicht über ein für die Gruppe konstitutives Merkmal verfügen, gehören nicht zu dieser und konstituieren damit eine Außenwelt. Insofern bedeutet die Definition eines „Wir“ zugleich die Definition einer Grenze und damit die Definition des/der „Anderen“ (vgl. für viele andere Lamont und Molnár 2002).⁵ Symbolische Grenzen existieren aber nur dann, wenn sie als solche – sei es in Form der Selbstwahrnehmung oder der Fremdzuschreibung – von den Akteurinnen interpretiert und markiert werden.

Der Begriff der Gruppengrenze impliziert nicht, dass man die Grenze und damit die die Gruppenidentität anzeigenden Marker immer eindeutig einer Gruppe zuordnen kann. Im Anschluss an Andreas Wimmer (Wimmer 2008, S. 976) gehen wir davon aus, dass für manche Merkmale – und in unserem Fall für manche Vornamen – nicht genau auszumachen ist, welche konkrete soziale Gruppe mit diesem Merkmal markiert wird. Richard Alba unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen „bright and blurred boundaries“ (Alba 2005). Ein solches Verständnis von Grenze erlaubt es, unterschiedliche Grade der Eindeutigkeit von Grenzen zu unterscheiden und auch historische Prozesse der Grenzverschiebung in den Blick zu nehmen.

Eine weitere Begriffserläuterung ist an dieser Stelle notwendig. Eine symbolische Grenze unterscheidet zunächst erst einmal zwischen zwei Gruppen, ohne die beiden Gruppen zu bewerten. In vielen Fällen verschmilzt eine kategoriale Unterscheidung aber mit einer Bewertung. Die symbolische Grenze gerät dann zu einer evaluativen Grenze. „Ungleichartig“ wird dann zu „ungleichrangig“, wenn eine Gruppe als superior und die andere als inferior interpretiert wird. Wenn also die von uns befragten Personen empfinden, dass sie mit ihren typisch migrantischen Namen positive oder negative Bewertung erfahren, dann interpretieren sie die symbolische Grenze nicht nur als kategoriale, sondern zugleich als soziale Grenze, die dann zur Bevorzugung oder Benachteiligung innerhalb der Gesellschaft führen kann (Lamont und Molnár 2002; Hirschauer 2014).

(2) Symbolische und soziale Grenzen geben zwar den Rahmen vor, Akteurinnen können ein existierendes Grenzregime aber unterschiedlich interpretieren. Sie können eine Grenze als

⁴ Das Konzept der symbolischen Grenze ist nicht nur zur Analyse der Unterscheidung verschiedener ethnischer Gruppen (z.B. Barth 1969; Wimmer 2008; Alba und Nee 2003; Bail 2008), sondern auch zur Analyse der Grenze zwischen den Geschlechtern (z.B. Epstein 1992) und verschiedener sozialer Klassen (z.B. Lamont 1992) genutzt worden.

⁵ In Bezug auf Vornamen bedeutet dies beispielsweise, dass Personen mit den Vornamen Florian, Sylvia oder Jürgen von der deutschen Mehrheitsgesellschaft in der Regel als zugehörig interpretiert werden, während Personen mit den Vornamen Katjuschka, Mohammed und Linh eher als „die Anderen“ kategorisiert werden.

„bright“ oder „blurred“ interpretieren, sich vor allem unterschiedlich zu dieser Grenze verhalten und verschiedene Strategien der Grenzarbeit verfolgen. Genau diesen Aspekt diskutiert die Literatur unter dem Begriff des „boundary making“. Verschiedene Autorinnen haben unterschiedliche Strategien des Umgangs mit symbolischen Grenzen beschrieben und auf dieser Grundlage verschiedene Typologisierungsvorschläge entwickelt (Horowitz 1975; Zolberg und Woon 1999; Alba und Nee 2003; Lamont und Bail 2008; Wimmer 2008). Bei allen Unterschieden lassen sich zwischen den verschiedenen Typologien, auf die wir hier aus Platzgründen nicht genauer eingehen können, grob zwei verschiedene Umgangsweisen mit symbolischen Grenzen unterscheiden, die man, wie wir an anderer Stelle gezeigt haben, weiter ausdifferenzieren kann (vgl. Gerhards und Kämpfer 2017). Migrantinnen können die grundsätzliche Bereitschaft zeigen, sich an die hegemoniale symbolische Grenzordnung anzupassen. Im Hinblick auf den Umgang mit dem eigenen Namen und der Vergabe von Vornamen an in Deutschland geborene Kinder bedeutet dies z.B., Vornamen der deutschen Mehrheitsgesellschaft zu übernehmen bzw. den eigenen Namen an das hegemoniale deutsche Namensregime anzupassen, indem man Abkürzungen des migrantisch klingenden Namens verwendet, die an die Hörgewohnheiten der Mehrheitsgesellschaft anschlussfähig sind. Dieser eher assimilativen Strategie eines „boundary crossing“ und „boundary blurring“ (Zolberg und Woon 1999; Wimmer 2008) steht eine Grenzpolitik gegenüber, die eine Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft gerade nicht vollzieht und stattdessen auf der Bedeutsamkeit der eigenen Herkunft besteht, sei es, weil man sich stark an die Herkunftsgruppe gebunden fühlt und „gar nicht anders kann“, sei es, weil man das hegemoniale Grenzregime als illegitim betrachtet und mit der Bezugnahme auf die Herkunftsgruppe deren Eigenständigkeit behauptet und gegen die symbolische Ordnung protestieren möchte. Andreas Wimmer (2008) bezeichnet diese Grenzpolitik als Transvaluation bzw. als Inversion und beschreibt damit den Versuch von Akteurinnen, wahrgenommene symbolische und soziale Grenzen neu zu bewerten und zwar so, dass die eigene Gruppe aufgewertet und die Mehrheitsgesellschaft abgewertet werden.⁶

Wir werden auf die hier nur kurz erläuterten Begriffe und Typologisierungsvorschläge bei der Auswertung unseres Interviewmaterials in Kapitel 3 und 4 zurückgreifen, erläutern aber im nächsten Kapitel zuerst die einzelnen Schritte unseres empirischen Vorgehens.

2. Methodisches Vorgehen

Die empirische Grundlage unserer Untersuchung bilden elf Gruppendiskussionen mit jeweils vier bis sechs Personen pro Gruppe und mit insgesamt 55 Teilnehmerinnen. Die Teilnehme-

⁶ Ein Beispiel für die Transvaluationsstrategie ist der Slogan des „Black Consciousness Movement“ „Black is beautiful“ (Hall 1999, S. 86).

rinnen bzw. deren Eltern stammen aus sehr unterschiedlichen Herkunftsländern (Türkei, Serbien, Bosnien, Polen, Russland, Italien, Vietnam, China und dem arabischen Raum (Libanon, Syrien). Da die Länge eines Artikels bei Fachzeitschriften recht begrenzt sein muss, wir aber an anderer Stelle die Auswahl der Personen, das Erhebungsinstrument und die Methode der Auswertung genauer beschrieben haben, beschränken wir uns hier auf die wesentlichen Informationen (vgl. Gerhards und Kämpfer 2017). 26 Personen der Gruppendiskussionen gehören zur ersten, 23 zur zweiten Einwanderergeneration und sechs Personen sind als Kinder bzw. Jugendliche nach Deutschland gekommen. Auch wenn dies so nicht intendiert war, hat sich bei der Auswertung herausgestellt, dass Personen mit überdurchschnittlichen Bildungsniveau (Abitur oder Hochschulabschluss) in unserem Sample überrepräsentiert sind. Welche Auswirkungen dies auf die Ergebnisse haben kann, diskutieren wir im Schlusskapitel. Die Gruppendiskussionen wurden durch einen von uns entwickelten Leitfaden strukturiert.⁷ Zuerst wurden die Teilnehmerinnen aufgefordert, ihre Einstellungen und Meinungen über verschiedene Vornamen, welche wir auf Kärtchen notiert und auf den Tisch gelegt hatten, zum Ausdruck zu bringen. Dann haben wir die Teilnehmerinnen danach gefragt, welche Erfahrungen sie selbst in verschiedenen Kontexten mit ihrem Namen gemacht haben und wie sie mit den Reaktionen der Mehrheitsgesellschaft auf ihre Vornamen umgegangen sind. Schließlich haben wir den befragten Personen fiktive Geschichten verschiedener Umgangsweisen von Personen mit ihrem Vornamen präsentiert; wir wollten dann von den Gesprächsteilnehmerinnen wissen, ob sie selbst ähnliche Situationen erlebt haben, wie sie damit umgegangen sind und ob die in den Geschichten dargestellten Handlungsstrategien (z.B. ein Vornamenswechsel) auch für sie selbst in Frage kämen.

Da die Analyse von Generationsunterschieden nicht im Mittelpunkt unseres ursprünglichen Erkenntnisinteresses stand und sich erst während der Auswertung als interessante Fragestellung herauskristallisierte, haben wir neben den elf Gruppendiskussionen weitere sechs Interviews durchgeführt, bei denen jeweils mindestens eine Vertreterin der ersten und zweiten Generation der gleichen Familie (drei polnische sowie zwei türkische und eine arabische Familie) anwesend waren. Durch die zusätzliche Betrachtung von zwei Generationen einer Familie lassen sich die in den Gruppendiskussionen gefundenen Generationsunterschiede nochmals genauer herausarbeiten. Für die Zweigenerationengespräche haben wir den gleichen Leitfaden

⁷ Gruppendiskussionen werden als Verfahren der Datenerhebung aus zwei verschiedenen Gründen eingesetzt. Zum einen ist man an der Gruppendynamik selbst und an der sich daraus ergebenden Gruppenmeinung als einem emergenten Phänomen, das über die Individualmeinungen hinausgeht, interessiert (zusammenfassend Przyborski und Wohlrab-Sahr 2010, S. 101ff.). Gruppendiskussionen werden zum Zweiten eingesetzt, um die Einstellungen und Verhaltensweisen der einzelnen Teilnehmerinnen zu rekonstruieren. Im Vergleich zu Einzelinterviews sind Gruppendiskussionen dabei ein zeitsparendes Instrument der Datenerhebung, weil man mehrere Personen gleichzeitig befragen kann. Hinzu kommt, dass durch die Diskussionen latente Einstellungen der Teilnehmerinnen aktiviert und die Sichtweise der Befragten durch die Existenz alternativer Sichtweisen geschärft werden können. Das Erkenntnisinteresse unserer Untersuchung knüpft an die zweite Funktion an.

benutzt, der auch bei den anderen Gruppendiskussionen zur Anwendung kam; zusätzlich sind wir in den Gesprächen stärker auf die Wahrnehmungen und Erfahrungen intergenerationaler Unterschiede eingegangen.

Im Mittelpunkt der Datenauswertung der transkribierten Interviews steht die Analyse von Unterschieden in der Wahrnehmung von symbolischen Grenzen und in den angewandten Strategien des Namensmanagements zwischen der ersten und zweiten Generation von Migrantinnen. Mit diesem recht konkreten Erkenntnisinteresse geht ein spezifisches Verfahren der Datenauswertung einher. Die Auswertung der Gruppendiskussionen folgt der Logik qualitativer Inhaltsanalyse mit dem Ziel einer Typenbildung (Mayring 2010; Kuckartz 2012). Diese Methode erlaubt die Kombination einer deduktiven mit einer induktiven Kategorienbildung (Kuckartz 2012, S. 154). In einem Wechselprozess von Interviewinterpretation, Bildung von theoretisch gehaltvollen Kategorien mit Rückgriff auf die einschlägige Literatur und einer weiteren Interpretation der Interviews haben wir diejenigen Dimensionen herausgearbeitet, die Generationsunterschiede in den Sichtweisen und Deutungen der Befragten strukturieren. Die aus dem Material generierten Dimensionen zur Beschreibung von Generationsunterschieden werden dann am Ende der Auswertung tabellarisch zusammengefasst.⁸

3. Grenzaufweichung und Grenzkontraktion: Veränderungen der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen

Folgt man den unterschiedlichen Erfahrungen der Migrantinnen der ersten und zweiten Generation sowie ihren Wahrnehmungen des gesellschaftlichen Wandels, dann werden die beiden Generationen unterschiedlich von der Mehrheitsgesellschaft kategorisiert und vor allem bewertet. Die symbolische Grenze zwischen dem, was typisch deutsch und was typisch migrantisch ist, hat sich aus der Perspektive der von uns interviewten Personen im Zeitverlauf verändert. Der Vergleich der Erfahrungen der beiden Generationen ist insofern ein Indikator für gesellschaftliche Wandlungsprozesse. Die symbolische Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und migrantischen Minderheiten ist aus der Perspektive bestimmter Migrantinnen zunehmend aufgeweicht worden (3.1). Dieser Prozess der Grenzaufweichung zwischen Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft gilt aber nicht für alle Migrantinnen gleichermaßen. Auf der Grundlage unserer Auswertungen können wir die von uns interviewten Migrantinnen in zwei Gruppen einteilen: Für türkisch-arabische Migrantinnen, die sich selbst als Musliminnen begreifen bzw. so kategorisiert werden, scheinen sich die Grenzen kontrahiert zu haben, so dass ihre Handlungsoptionen begrenzter geworden sind (3.2).

⁸ Alle Namen, die Rückschlüsse auf die Identität der Teilnehmerinnen zulassen, wurden verändert und damit anonymisiert.

3.1 Grenzaufweichungen zwischen Mehrheitsgesellschaft und Migrantinnen

Viele der von uns interviewten Personen aus der zweiten Generation haben den Eindruck, dass die Grenze zwischen der Mehrheitsgesellschaft und den migrantischen Minderheiten im Zeitverlauf durchlässiger geworden ist, weil die Mehrheit gegenüber den Minderheiten im Vergleich zur ersten Generation toleranter geworden ist. Der russischstämmige Jan spricht z.B. über diese „wechselnde Gesellschaft“, die es möglich macht, die eigene migrantische Identität als etwas Selbstverständliches zu betrachten. Im Gegensatz zur Generation seiner Eltern brauche man jetzt keine Angst mehr zu haben, fremd klingende Namen zu vergeben.

Jan: Aber vielleicht der einzige Unterschied ist, dass wie gesagt auch was ja gerade erwähnt wurde diese wechselnde Gesellschaft hier, dass man keine Angst mehr haben sollte oder muss, dass man irgendwie ausgegrenzt wird aufgrund des Namens also, ich denke jetzt kann jeder selbstbewusst oder auch irgendwie ohne Angst einen Namen vergeben. (GD 10: 1055-1059)

Die neue multikulturelle Selbstverständlichkeit ermöglicht nicht nur Selbstbewusstsein und Stolz, sondern auch Gefühle demonstrativer Gelassenheit. Michail macht darauf aufmerksam, dass mittlerweile viele Kulturen in Deutschland zu Hause seien. Ausländische Namen befremdeten niemanden mehr und die Namenswahl sei zusehends „egal“, da die Menschen nun ohnehin mehr auf ästhetische Kriterien bei der Namenswahl achten.

Interviewer: Ja oder ob ihnen selber auffällt, dass es Unterschiede gibt und ob es überhaupt Unterschiede gibt und wenn zwischen der ersten und zweiten Generation und wie man die erklären könnte.

Michail: Ich denke, jetzt da wo wir in einem Land leben, wo viele Kulturen zu Hause sind, ist es mittlerweile egal welchen Namen man wählt. Es ist nur, dass er schön klingt und dass man damit nicht irgendwie Beleidigung empfinden kann. (GD 10: 1041-1046)

Für Michail sind ausländische Namen durch die Omnipräsenz vieler unterschiedlicher Kulturen nichts Besonderes mehr. Die Vergabe von fremden Namen ist für ihn entpolitisiert; entsprechend ist es egal, welchen Namen man wählt. Namensgebung ist für ihn keine Frage von Gruppenidentität mehr, sondern eine des Geschmacks.

Angehörige der zweiten Generation sprechen explizit den gesellschaftlichen Wandel des Diskurses über migrantische Minderheiten an. Sie betonen, dass Migrantinnen - ganz gleich ob sie zur ersten oder zur zweiten Generation gehören - heutzutage tolerantere Rahmenbedingungen bei der Namenswahl vorfinden als früher.

Aber auch in den Ausführungen der ersten Generation werden diese gesellschaftlichen Veränderungen reflektiert. So erzählt Alina, Michails Mutter, dass sich auch ihre Sicht auf die Na-

mensgebung geändert habe. Ihre Vorsicht und Ängste bei der Namensgebung waren unbegründet, da das Stigma-Potential von Namen zusehends kleiner geworden sei. Sie hält deshalb ein offensiveres Namensmanagement für möglich.

Alina: Ja, ich denke als wir nach Deutschland kamen, natürlich haben wir versucht unsere Kinder einfach zu machen und natürlich Namen ausgesucht, dass man nach unserer Meinung war einfacher. [...]. Aber man merkt, wenn Kinder jetzt in der Schule und alles, das ist wirklich nicht an Namen liegt. Das liegt wirklich an Persönlichkeiten und wenn sie hier klarkommen, sind sozialkompetent und alles, dann es spielt Name keine Rolle eigentlich. Das war unsere Ängste und wir haben versucht sie irgendwie, ja, einfacher machen und beruhigen aber jetzt denk mir ist wirklich unwichtig. (GD 10: 1078-1095)

Alina beschreibt hier eine Entwicklung ausgehend von einem „damals“ hin zu einem „jetzt“, von einer ängstlichen Vorsicht hin zu einer Lockerheit bei der Auswahl und dem Umgang mit migrantischen Vornamen. Sie reflektiert ihr eigenes Namensmanagement als überholt. Das Migrantische muss nicht mehr mit der gleichen Umsicht und Sorgfalt gemanagt werden wie früher. Vielmehr werden die Persönlichkeit und die Kompetenzen der Kinder als entscheidend angesehen.

Auch die Mitglieder der polnischen Gruppendiskussion reflektieren den Wandel der Gelegenheitsstrukturen und die potentielle Normalisierung migrantischer Identitäten. Agnieszka, die vor über 25 Jahren nach Deutschland migrierte, hat das Gefühl, dass sich der Umgang mit kultureller Vielfalt geändert hat. In der Lebensrealität jüngerer Personen, wie ihrem Sohn, spielen fremdklingende Namen kaum noch eine große Rolle und auch die Herkunft sei nicht mehr von großer Bedeutung.

Agnieszka: Ja ich wollte nur sagen, mein Sohn vor allem der Simon, ich merke, dass es unter jungen Menschen, Sie (zu Oskar) gehören auch zu den Jüngeren, dass es eigentlich viel weniger Rolle spielt als für uns. Der Name, die Abstammung, es spielt viel viel eine kleinere Rolle.

Maja: Das ist klar, weil sie leben in einer anderen Welt. (GD 9: 429-433)

Der Dialog macht deutlich, wie stark der Unterschied zwischen den beiden Generationen wahrgenommen wird. Maja spricht von „einer anderen Welt“, in der die zweite Generation leben würde.

Was genau hat sich aber aus Sicht der Migrantinnen verändert, so dass einige den Eindruck haben, dass die Grenze zwischen der Mehrheit und migrantischen Minderheiten etwas aufgeweicht wurde? Zwei Faktoren sind aus der Sicht der Befragten relevant, die zugleich reale Veränderungen widerspiegeln.

(1) Zum einen ist der Anteil von Migrantinnen an der Gesamtbevölkerung in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich gestiegen und erreichte 2015 ein neues Rekordniveau. Demnach haben heute in Deutschland 17,1 Millionen Personen, also etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung

(ca. 21%), einen Migrationshintergrund. Im Jahr 2005 waren es noch 14,2 Millionen, also etwa 17,5% der Gesamtbevölkerung (Statistisches Bundesamt 2015). Je nach Stadt und Stadtteil fällt der Anteil der Migrantinnen aber erheblich höher aus. Dies führt dazu, dass sich das Verhältnis von (deutscher) Mehrheit und (migrantischer) Minderheit in bestimmten Bereichen umkehren kann, was dann wiederum Folgen für die wahrgenommenen Grenzen hat. Eine solche Veränderung wird von den von uns interviewten Personen vor allem in der Schule beobachtet.

Alexandra erzählt, dass die Mehrzahl ihrer Mitschülerinnen im Wedding selbst Migrantinnen waren. Fremde Namen waren damit für sie stets etwas Selbstverständliches.

Alexandra: Also ich glaub es ist ziemlich normal heute jetzt wenn wir so Klasse wenn wir von Klassen reden oder Schulen. Ich war zum Beispiel in einer Schule im Wedding und dort ist es so, wir hatten halt nur, also die Deutschen waren sozusagen die Minderheit. Wir hatten drei Deutsche in der Klasse und der Rest war halt ausländisch und hatten ausländische Namen, deswegen würd ich / Und ich glaube das jetzt mittlerweile in ganz Berlin sogar in vielen Gebieten so, dass man einfach mit vielen Namen aus verschiedenen Kulturen integriert ist. (GD 10: 272-278)

Alexandra sieht ausländische Namen durch deren Omnipräsenz nicht mehr als etwas Besonderes an. In Kontexten, in denen die migrantischen Minderheiten die Mehrheit und die (deutsche) Mehrheit die Minderheit bilden, verlieren migrantische Vornamen ihren besonderen Stellenwert und damit auch ihren (negativen) Distinktionscharakter.

Entsprechend wird der eigene ausländische Name nicht zwingend als Stigma empfunden. Der etwa 20 Jahre alte Haydar ging in Berlin-Kreuzberg zur Schule, wo die meisten seiner Mitschülerinnen ebenfalls türkischer Herkunft waren. Dort hat er von seinem eigentlichen Vornamen Mustafa zu seinem Zweitnamen Haydar gewechselt. Allerdings nicht, weil er sich durch den Namen stigmatisiert gefühlt hat, sondern im Gegenteil: Der Name war so normal und häufig, dass er nicht eindeutig identifiziert werden konnte und ihn deswegen wechselte.

Haydar: Und mein erster Name ist Mustafa. Ich mag den Namen – ich liebe den Namen, ein Prophetsname. Schön und gut [...] Ich heiße Haydar und immer in der Schule wurde ich Mustafa genannt und jeder Zweite, in meiner Klasse gab es drei Mustafas – „Mustafa!“, alle drei drehen sich um. Deswegen hab ich irgendwann mal nach der zehnten Klassen einfach zur Schulleiterin gesagt: Können Sie bitte dieses Dings wegstreichen meinen Namen. Dann haben die das gemacht (lacht), ab jetzt werde ich in der Schule immer Haydar genannt und da dreht sich auch nur die eine Person um, wenn Haydar gerufen wird [Lachen]. (GD 2: 1162-1170)

Im Kontext einer Schule, in dem migrantische Minderheiten die Mehrheit stellen, kehren sich auch die Sichtweisen auf symbolische Grenzen um.

(2) Neben der quantitativen Zunahme von Migrantinnen, vor allem in bestimmten großstädtischen Stadtteilen, hat sich auch der rechtliche Status und die öffentliche Akzeptanz von Migrantinnen in Deutschland verändert, was sich wiederum in unterschiedlichen Grenzerfahrungen der ersten und zweiten Generation niederschlägt. So galt für den Erhalt der deutschen

Staatsbürgerschaft bis zum Jahr 2000 das Abstammungsprinzip (*ius sanguinis*), welches lediglich Nachkommen von Deutschen das Staatsbürgerschaftsrecht einräumte. Dieses wurde durch das Geburtsortsprinzip (*ius soli*) ersetzt, welches in Deutschland geborenen Personen mit Migrationshintergrund die Annahme der deutschen Staatsbürgerschaft ermöglicht. Auch die vom Rat der Europäischen Union erlassenen Gleichbehandlungsrichtlinien zur Unterbindung von Diskriminierung aufgrund ethnischer Herkunft haben die rechtliche Gleichbehandlung der Migrantinnen verbessert.

Die Veränderungen des rechtlichen Status von Migrantinnen spiegelt sich auch in den unterschiedlichen Erfahrungen der beiden Generationen in unseren Interviews wieder. Nour fühlt sich beispielsweise durch die deutsche Verfassung bestätigt, auf ihrer Identität bestehen und gleichsam eine offensive Grenzpolitik betreiben zu können.

Nour: Auch wenn ich jetzt keinen deutschen Namen habe, auch wenn ich jetzt ein Kopftuch trage, ich mein es gibt, also das darf ich auch in der Gesellschaft, das ist auch in der Verfassung und im Grundgesetz alles festgelegt und deswegen sehe ich da auch keinen Grund darin zu sagen ich muss jetzt mein Kind ich muss jetzt mein Kind, ich muss meinem Kind einen Namen aus der Mehrheitsgesellschaft geben. Also ich finde das gehört zur Identitätsfindung [unverständlich] wichtig. (GD 10: 379-384)

Auch in der bosnischen Gruppe wird auf konkrete Institutionen verwiesen, die in der Lage sind, migrantische Rechte durchzusetzen. So machen auch Milo und Hanifa darauf aufmerksam, dass Migrantinnen, die aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert werden, bestimmte Institutionen wie das Anti-Diskriminierungsnetzwerk aufsuchen können.

Milo: Daher meine Einstellung: Für diejenigen die Probleme haben, die nicht so stark sind, die schon entschieden haben

Hanifa: denen kann ich das Anti-Diskriminierungsnetzwerk empfehlen ...

Milo: würde ich sagen, entweder, genau, da zu melden. (GD 5: 368-371)

Sowohl Nour als auch Milo und Hanifa interpretieren ihre Diskriminierungserfahrungen mit Rekurs auf rechtliche Kategorien. Da Diskriminierung ein Verstoß gegen das von der Mehrheitsgesellschaft erlassene Recht darstellt, sind es nicht die Migrantinnen, die ein abweichendes Verhalten aufweisen, sondern bestimmte Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft. Durch diesen „Schachzug“ verkehren sich die Rollen zwischen Minderheit und Mehrheit. Die Diskriminierten sind nicht die Opfer, sondern die Vertreterinnen der Rechtsordnung der Mehrheitsgesellschaft.

Neben einer Veränderung der rechtlichen Situation der Migrantinnen hat sich auch das Selbstverständnis und die Selbstbeschreibung der Bundesrepublik im Umgang mit Migration verändert. Deutschland wird heute nicht nur von den kulturellen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Eliten, sondern auch von den meisten politischen Parteien als ein Einwanderungsland beschrieben, das weltzugewandt, offen und tolerant ist, auch wenn diese Selbstbeschreibung

beileibe nicht von allen geteilt wird und in den letzten Jahren Gegenreaktionen in Form von rechtspopulistischen Parteien provoziert hat.

Migrantinnen, die im Vergleich zu anderen Befragten in unserem Sample besonders gebildet und international mobil sind, nehmen die Veränderungen besonders stark wahr. Die italienischstämmige Gabriella beschreibt z.B. die Veränderungen als eine zunehmende kulturelle Vermischung, die zu einer Omnipräsenz fremder Namen führt.

Chiara: Ja, weil unsere Welt ist changing und es wird immer mehr

Matteo: internationaler, globalisiert

Chiara: und auch / I mean our attitude has to change towards other cultures and your attitude has to change, our attitude has to change. [...] The world is changing, so there are more and more foreign names [...] we have to understand that integration is the future und we have to be open-minded. (GD 7: 471-480)

Sie und andere Diskutantinnen fordern aufgrund einer zunehmenden Vernetzung der Welt eine Veränderung der eigenen Einstellung gegenüber fremden Namen. Sie propagieren die bewusste Entwicklung einer offenen und kosmopolitischen Haltung.

3.2 Grenzkontraktion für Migrantinnen aus der Türkei und dem arabischen Raum

Die im letzten Abschnitt beschriebenen Prozesse der Grenzaufweichung zwischen Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft gelten aber nicht für alle Migrantinnen gleichermaßen. Gesellschaftliche Diskurse haben im Laufe der letzten Jahre nicht nur zu einer Aufweichung, sondern für bestimmte Gruppen zu einer Kontraktion der Grenze geführt. Der Begriff der postmigrantischen Gesellschaft fasst diese widersprüchliche Gleichzeitigkeit von Normalisierungsprozessen – ausgelöst durch vermehrte Präsenz und Anerkennung von Migrantinnen – einerseits und einer Problematisierung von Migration bzw. bestimmter Migrantinnengruppen andererseits zusammen (Foroutan 2013). Dieses Spannungsverhältnis manifestiert sich z.B. darin, dass die Alltagsdiskurse auf der Straße und die multikulturellen Lebensrealitäten oftmals in starkem Kontrast zu medialen Diskursen stehen (Römhild 2011). Vor allem türkisch- und arabischstämmige Personen der zweiten Generation berichten von ambivalenteren und widersprüchlicheren Erfahrungen als andere Migrantinnengruppen. Sie sind nicht nur den im letzten Abschnitt beschriebenen Normalisierungsprozessen ausgesetzt, sondern zugleich einer verstärkten Problematisierung ihrer migrantischen Identität. Auch diese Erfahrungen beziehen sich auf veränderte Kontextbedingungen.

Rogers Brubaker (2012) hat gezeigt, dass einige Migrantinnengruppen, die vormals im öffentlichen Diskurs, aber auch von der Wissenschaft als geographische Gruppen klassifiziert wurden (z.B. Nordafrikaner), zunehmend als religiöse Gruppen und als Muslime markiert werden.

Diese diskursive Veränderung beginnt nach Brubaker zwar bereits vor den Attentaten des 11. September 2001, sie erhält aber mit diesen und weiteren Anschlägen in London, Madrid und Paris bis hin zur Berichterstattung über den Islamischen Staat (IS) eine zunehmende Salienz. Mit der Kategorie „Muslime“ sind, vermittelt durch den öffentlichen Diskurs, ganz spezifische Assoziationen verbunden: Gefahr, Terror und Personen, die mit ihren Überzeugungen nicht zu unseren Werten passen.

Für Migrantinnen aus der Türkei und dem arabischen Raum, die sich selbst als Muslime kategorisieren bzw. so von der Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen werden, entsteht eine paradoxe Situation. Einerseits sehen sie, dass die Idee der kulturellen Vielfalt von der Mehrheitsgesellschaft zunehmend akzeptiert wird, andererseits verspüren sie einen Prozess der Grenzkontraktion. Einige der von uns interviewten Personen diskutieren explizit die veränderten Kontextbedingungen, die ihre tatsächliche oder unterstellte Religionszugehörigkeit zum Problem haben werden lassen. Auffällig ist, dass die türkisch- und arabischstämmigen Migrantinnen vor allem den negativen Einfluss der Medien reflektieren.

Ahmet: Wenn man diese ganzen Fakten mal hinterher sieht, von die ganzen Medien-Kampagnen und Hetz-Kampagnen gegen Muslime. (GD 2: 703-704)

Nour: Und dann hat der Mensch gegenüber schon ein Bild, aber ohne vorhin schon mit einem schon gesprochen zu haben. Da finde ich halt doch ziemlich schade. Das ist natürlich auch der negative Einfluss der Medien, der eben auch uns so weit gebracht hat. (GD 11: 462-465)

Auch konkrete gesellschaftspolitische Entwicklungen wie der Aufstieg der AfD oder der Erfolg von Donald Trump werden angesprochen.

Ahmet: Also ich seh den Werdegang der Weltpolitik absolut in ner krummen Schiene. Und sagen wir mal wenn dieser Penner von Trump Präsident wird, was ich nicht glaube, aber wenn er wird, dann wird es für die Muslime auf der Welt erst Recht richtig scheiße. Oder diese ganzen Kommunalwahlen. Wenn die AfD an die Macht kommt. (GD 2: 1139-1142)

Viele türkisch- und arabischstämmige Teilnehmerinnen haben zwar das Gefühl, dass ihre Kultur sich im öffentlichen Bewusstsein wiederfindet – dies jedoch nur in stereotypen Bildern. Es gibt zwar eine gewisse Akzeptanz ihrer Andersartigkeit, allerdings oft nur in Form von Klischees. Ahmet erzählt in diesem Zusammenhang von einer Begegnung mit einem Journalisten, der den Auftrag hatte, eine türkische Hochzeit zu filmen und deswegen bei Ahmets Trauung dabei sein wollte. Der Journalist hat dann allerdings abgesagt, da er vor allem auf der Suche nach bestimmten Klischees war und diese bei Ahmet nicht ausgeprägt genug waren.

Ahmet: Dann haben wir uns am Kranzler-Eck getroffen mit der Dame von dem Videodreh und sie wollte wissen wie unsere ganze Prozedur Dings aussieht. Wir haben wirklich tagelang an diesem Szenario gesessen, also dieses: wie geht ihr zu den Frauen hin [...] Und muss dann deine Frau nach der Heirat Kopftuch tragen? Dies das. Ey wirklich! Wir sind bis zum letzten Dings gegangen. Und eine Woche, zwei Wochen

später hab ich angerufen, wie weit seid ihr? Dann haben die gesagt, die möchten an dem Projekt nicht mehr arbeiten. Sag, warum, sag mal bitte! [...] Sag mal diese Interne, was das Problem ist. Na unserem Redakteur gefällt das nicht, das eckt nicht an dieses Dings. Das macht dieses Klischee das wir haben wollen nicht auf, also es ist nicht das was wir in den Medien zeigen wollen, dieses Anecken. (GD 2: 826-837)

Die Auswirkungen stigmatisierender Diskurse können in der Folge zu einer Rückbesinnung auf die Herkunftsidentität führen. Nagihan vergleicht in diesem Zusammenhang die Namenspolitik der zweiten, türkischstämmigen Generation in Deutschland mit jener von gebildeten, jungen Türkinnen in der Türkei. Dort würden moderne und westliche Namen zusehends an Popularität gewinnen, während für ihresgleichen in Deutschland aufgrund der antimuslimischen Diskurse eine eher konservative und reaktive Identitätspolitik provoziert würde, da es in Deutschland vor allem wichtig sei, an der Identität festzuhalten, die so stark unter Beschuss geraten sei.

Nagihan: Die Leute, die dort leben, die entwickeln sich sozusagen weiter und orientieren sich mehr an Europa, weil sie halt modern sein möchten und wir möchten halt so eher an unserer Identität // Haydar: festhalten // stark festhalten und auf unserer Kultur bestehen. (GD 2: 1407-1409)

Nagihan deutet hier auf unterschiedliche Referenzsysteme von Türkinnen in Deutschland und jenen in der Türkei hin. Während eine türkische Identität in der Türkei eine Selbstverständlichkeit darstellt und nicht hinterfragt wird, muss in der Diaspora in Deutschland um diese erst gekämpft werden.

Insgesamt zeigt der Vergleich, dass die von uns interviewten Personen der ersten und zweiten Generation die symbolische Grenze zwischen sich und der Mehrheitsgesellschaft unterschiedlich wahrnehmen. Wir interpretieren diesen Unterschied als eine Kohortendifferenz, die einen gesellschaftlichen Wandel spiegelt. Während die erste Generation mehr von Erfahrungen der Exklusion und der Grenzschießung berichtet, scheint die symbolische Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und migrantischen Minderheiten aus der Perspektive der zweiten Generation permeabler geworden zu sein. Dieser Prozess der Grenzaufweichung gilt aber nicht bzw. weniger für Migrantinnen aus dem türkisch-arabischen Raum, die ihre Erfahrungen der Fremdkategorisierung als Muslime als Grenzkontraktion erleben.

4. Unterschiede in der Grenzarbeit zwischen der ersten und zweiten Generation

Die Tatsache, dass wir in der Wahrnehmung der Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und Migrantinnen zwar Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Generation finden, diese zwischen den verschiedenen Migrantinnengruppen allerdings sehr verschieden ausfallen, zeigt sich dann auch in den präferierten Strategien der Grenzarbeit. Entsprechend können wir

auch diesbezüglich nicht von generalisierbaren Unterschieden zwischen der ersten und zweiten Generation sprechen, sondern unterscheiden zwischen türkischstämmigen und aus dem arabischem Raum kommenden Migrantinnen und anderen Migrantinnengruppen und beschreiben im Folgenden innerhalb der beiden Gruppen gefundene Generationsunterschiede in der Grenzpolitik.

Zwar gilt für die erste Generation beider Gruppen, dass sie im Unterschied zur zweiten Generation ihren Status als Fremde in höherem Maße akzeptieren. Aus einer ähnlichen Ausgangslage folgt aber eine unterschiedliche Grenzpolitik. Während Personen aus der Türkei und dem arabischem Raum eher ihre Herkunftsidetität bewahren und durch die Namensvergabe auch an die Kinder weitergeben wollen, finden wir bei den anderen Migrantinnengruppen eher eine assimilative Strategie.

Für die zweite Generation stellt sich die Ausgangssituation insgesamt ganz anders dar. Sie ist in Deutschland aufgewachsen und im Vergleich zur ersten Generation in allen Dimensionen in die Mehrheitsgesellschaft deutlich besser integriert. Daraus erwächst der Anspruch auf Anerkennung. Während die weder aus der Türkei noch aus dem arabischen Raum stammenden Migrantinnengruppen den Eindruck haben, von der Mehrheitsgesellschaft akzeptiert zu werden, sich in der Folge selbst als Deutsche wahrnehmen und auch eine deutsche Namensgebungspraxis verfolgen, gilt dies für die Türken und arabischen Migrantinnen nicht in gleichem Maße. Sie haben den Eindruck, dass sie von der Mehrheitsgesellschaft nicht anerkannt werden. Dies führt entsprechend häufig zu einer Rückbesinnung auf die Herkunftsidetität und zu einer offensiven Grenzpolitik – eine Strategie, die man mit Rückgriff auf die Terminologie von Andreas Wimmer (2008) als Grenzumschreibung beschreiben kann.

4.1 Generationale Unterschiede bei Türkinnen und Migrantinnen aus dem arabischem Raum

Migrantinnen der *ersten Generation* aus der Türkei und dem arabischem Raum interpretieren sich selbst als Fremde und sehen eine ausgeprägte Distanz zwischen ihrer Identität und der der Mehrheitsgesellschaft. Sie betrachten die Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und migrantischen Minderheiten als eine natürliche und reproduzieren diese mehr oder weniger unbewusst durch ihre Grenzarbeit.

Rabia: Die Deutschen sind deutsch, wir sind Muslime. Weiter gibt's nicht. Man kann sich gut verstehen, man lebt zusammen, aber Weiteres geht nicht. Ich kann auch nicht sagen: Komm Deutscher, sei von uns. Das darf ich auch nicht. (...) Weil das würde nicht gehen, irgendwann würde es, wie soll ich sagen, es würde jemanden stören nach und nach später. Es geht nicht. Deutscher bleibt deutsch und Muslime bleibt Muslime oder wie auch immer. (GD 13: 571-577).

Rabia substantialisiert den Unterschied zwischen Deutschen und Türken. Beide Gruppen werden nicht als verschieden wahrgenommen, sondern sie sind aus ihrer Sicht andersartig und haben unterschiedliche Gewohnheiten und Einstellungen. Eine Auflösung oder Verwischung dieser Grenze erscheint weder wünschenswert noch möglich zu sein.

Bezüglich der Vergabe von Vornamen wird betont, dass diese gleichsam automatisch erfolge, eine Entscheidung zwischen einem Namen aus der Ankunfts- oder Herkunftsgesellschaft im Grunde keine eigentliche Wahloption darstelle. So berichtet die in der Türkei geborene Nuran in einer Gruppendiskussion mit ihren Töchtern, dass sie bei der Namensvergabe nicht viel nachgedacht habe. Während ihre Töchter sich in Deutschland bewusst für oder gegen einen bestimmten Namen entscheiden und im Interview auch eine Reihe von Kriterien aufzählen, die ihre Wahl beeinflussen, erfolgte die Namensvergabe der Mutter für ihre Kinder eher intuitiv.

Nuran: [Spricht Türkisch]

Amina: Meine Mutter wollte noch hinzufügen, dass sie als sie uns unsere Namen gegeben hat, überhaupt nicht so weit gedacht hat. Sie hat einfach entschieden, die Namen sind schön.

Nazan: Aber was meint sie mit weit gedacht?

Amina: Naja dass / Wir denken jetzt schon: Wenn ich mein Kind jetzt Mohammed nennen würde, oh mein Gott in Deutschland! Und wie würde sich dieses Kind später entwickeln. Meine Mutter hat nicht so weit gedacht. Sie hat nur gesagt: der klingt schön, den kriegt sie. (GD 14: 1154-1160)

Nurans Töchter gehen sehr bewusst mit ihrer türkischen Identität um und treffen eine bewusste Entscheidung, wenn es um die Wahl eines Namens geht. Erst in Differenz zu der Haltung der Kinder wird sich Nuran ihrer eigenen eher unbewussten Namensvergabepraxis bewusst.

Für die Auswahl des Namens spielt die Herkunftskultur und Tradition eine wichtige Rolle. So erzählt auch Amira in einer arabischen Gruppendiskussion, dass sie ihrem Kind „natürlich“ den Namen ihres Schwiegervaters geben würde, weil das so Tradition sei. Die Frage, ob ein für die Aufnahmegesellschaft typischer Name in Frage käme, stellt sich für sie überhaupt nicht.

Amira: Ich kann nur schon was dazusagen, wenn überhaupt, das ist weil der Fall nicht bei mir ist. [Lachen] Wenn der Papa von meinem Mann Mohammed heißt, das wäre schon, dass mein Sohn natürlich Mohammed heißt.

Siham: Es ist bei euch es muss so sein?

Amira: Also das ist keine MUSS!

Siham: Das ist Tradition.

Amira: Das ist keine Muss! Aber das kommt automatisch, also kann man, also weil mein Mann ist der älteste Sohn bei seinen Eltern und das ist ja, das ist weiter, das erweitert sich. (GD 6: 133-140)

Die Namensvergabe ist eng mit der affektiven Bindung an die Herkunftsidentität verknüpft. Strategische Überlegungen, im Sinne einer Abwägung von Vor- und Nachteilen, die z.B. mit einem Namen auf dem Arbeitsmarkt verbunden sein könnten, spielen dabei keine Rolle. So betont auch Rabia, dass es bei der Wahl eines Namens zuallererst darum geht, ihre eigene Identität zu markieren.

Rabia: Ich kann nicht einfach sagen, es gefallen den nicht, den nicht, jenes nicht, weiß ich nicht wieso und ich mache mir Sorge, ob die in der Schule Probleme bekommen. An sowas denke ich nicht, sondern was bin ich denn. Wie sollte ich denn machen. Das ist es [unverständlich]. Also nur islamisch. Leben danach und auch für die Kinder weitergeben. (GD 13: 150-154)

Auch in der *zweiten Generation* werden Namen aus dem Herkunftsland bevorzugt. Allerdings sind die Motive hier ganz anders gelagert. Aus der vorreflexiven Entscheidung der Eltern wird hier ein sehr bewusster Entschluss; aus der für die erste Generation typischen Haltung „Was denn sonst?“ wird in der zweiten Generation ein „Jetzt erst Recht!“.

Der Unterschied ergibt sich aus der Tatsache, dass sich die zweite Generation in einer gänzlich anderen Ausgangslage befindet als die erste, was nicht nur in den Selbstwahrnehmungen der von uns interviewten Personen zum Ausdruck kommt, sondern auch der objektiven Lage entspricht, wie viele Studien gezeigt haben. In Deutschland aufgewachsen, ist die zweite Generation im Vergleich zur ersten in fast allen Dimensionen besser strukturell integriert. Wie in der Einleitung erläutert, spricht die zweite Generation im Vergleich zur ersten in der Regel sehr gut Deutsch, verfügt über deutlich bessere Bildungsabschlüsse, erzielt höhere Einkommen und ein höheres berufliches Qualifikationsniveau, ist besser mit den Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft vernetzt (vgl. dazu beispielsweise Hans 2010) und teilt in stärkerem Maße die Werte der Mehrheitsgesellschaft (Pollack et al. 2016).

Migrantinnen der zweiten Generation nehmen sich selbst in geringerem Maße als Fremde wahr. Sie sehen sich als Teil der Ankunftsgesellschaft und äußern dementsprechend den Anspruch auf Normalität, Gleichberechtigung und Anerkennung (Sauer 2014; Salentin 2008).⁹ Bleibt diese Anerkennung aus, dann führt dies nicht selten zu Unzufriedenheit und zur Entwicklung reaktiver Identitäten. Erst durch die Fremdkategorisierung als Migrantinnen durch die Mehrheitsgesellschaft wird die Herkunftsgesellschaft zur entscheidenden Quelle der eigenen Identität (Portes und Rumbaut 2001; Çelik 2015).

Genau diese Reaktionsweisen finden wir bei Migrantinnen der zweiten Generation aus der Türkei und dem arabischen Raum. Sie fühlen sich häufig durch die Aufnahmegesellschaft nicht anerkannt, fordern eine Akzeptanz ihrer Identität und verfolgen entsprechend eine offensive

⁹ Sylvia Kämpfer (2014) konnte z.B. zeigen, dass die Lebenszufriedenheit in der zweiten Generation trotz besserer struktureller Integration geringer ist als in der ersten Generation; sie führt dies auf die Tatsache zurück, dass die zweite Generation ein höheres Aspirationsniveau besitzt.

Grenzpolitik. Das typische Identitäts- und Namensmanagement besteht dann vor allem darin, das Recht, ein normaler Teil der deutschen Gesellschaft zu sein, einzufordern. Das zeigt sich vor allem in Situationen, in denen Migrantinnen der zweiten Generation diese Normalität nicht zugestanden wird. So reagiert die bosnischstämmige Hanifa, die als Kriegsflüchtling im Kleinkindalter nach Deutschland gekommen ist, gereizt, wenn sie von ihrer Lehrerin paternalistisch für ihr „gutes Deutsch“ gelobt wird. Für sie stellt die Beherrschung der deutschen Sprache eine Selbstverständlichkeit dar. Obwohl das Lob gut gemeint und von der Lehrerin als positive Diskriminierung intendiert sein mochte, fühlte sie sich durch das Lob als Migrantin kategorisiert.

Hanifa: Ich hab meine gesamte Schullaufbahn in Deutschland gehabt und in der Abiturklasse im 12. Jahrgang schreibt mir meine Politikwissenschaftslehrerin unter meine Arbeit: In sehr gutem Deutsch verfasst. Ich denke: Was denn sonst? (GD 5: 711-714)

Personen der zweiten Generation machen im Unterschied zu ihren Eltern weniger stigmatisierende Erfahrungen, z.B. aufgrund schlechter Sprachkenntnisse. Ihre Kategorisierungs- und Diskriminierungserfahrungen bestehen vielmehr darin, dass sie, obwohl sie in Deutschland aufgewachsen und strukturell gut integriert sind, von der Mehrheitsgesellschaft weiterhin als Migrantinnen wahrgenommen werden. Auf derartige, von ihnen als paternalistische Infragestellung ihrer Zugehörigkeit interpretierte, Erfahrungen reagieren sie dann häufig genervt. So erzählt Zeynep von einer Begegnung, während der ihr Gegenüber wissen wollte, woher sie denn eigentlich komme.

Zeynep: Ich hatte letzte Woche so einen, der hatte gesagt: Wo kommst du her? Ich so: ja, ich komme aus. Er: Woher kommst du? Ich so: Ja, aus Köln (lacht). Dann sagt er zu mir so: ne, ne, ich mein schon deine Eltern. Ich so: Ja meine Eltern kommen auch aus Köln (lacht). Und er so: Ne, ich mein jetzt woher kommst du wirklich? Ich so: Ja, wirklich! (lacht) Das hat ihn voll auf die Palme gebracht. [Lachen]

Nour: In Deutschland geboren heißt nicht direkt Deutscher zu sein, also das wurde mir, hat mir letztens ein alter Mann gesagt. [Lachen] (GD 11: 409-415)

Auch die bosnische Gruppe diskutiert die Infragestellung der eigenen Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft. Elvir wurde an seinem ersten Arbeitstag gefragt, wo er denn herkomme. Die Angabe „Berlin“ wird dabei von seiner Chefin nicht so recht akzeptiert. Die Nachfrage, wo er denn wirklich herkomme, wird von Elvir als ein Versuch der Chefin gedeutet, ihn einer bestimmten Migrantinnengruppe zuzuordnen. Genau dadurch wird Elvir aber als Nicht-Deutscher klassifiziert – Fremdkategorisierung und Selbstwahrnehmung fallen folglich auseinander. Milo und Hanifa kritisieren im Anschluss an diese Erzählung diese Form der Nicht-Anerkennung.

Elvir: Meine Chefin vor 50 Menschen so: Wo kommen Sie her? Ich so: Aus Berlin. Wo genau? (lacht) So Charlottenburg. Sie wissen doch was ich meine! (lacht) Man wird sofort irgendwie, ja wo kommst du her? Du bist nicht hier zugehörig, also du musst von irgendwo hergekommen sein.

Milo: Das Beste ist, wenn du hier geboren wärst und sie fragen: Aber deine Eltern? (lacht)

Elvir: Ja genau, wo kommen deine Eltern her genau.

Milo: Und deine Eltern wurden hier geboren, dann dein Opa und so weiter und so weiter. (lacht)

Hanifa: Was ja an sich nicht schlimm wäre, wenn das keine schlechten Assoziationen oder Implikationen hätte. (GD 11: 651-659)

Die Frage nach der „eigentlichen“ Herkunft ist für die Interviewten die Erfahrung, als „anders“ kategorisiert zu werden, obwohl sie doch in Deutschland aufgewachsen sind. Durch diese Erfahrung der subtilen Form der Ausgrenzung haben sie das Gefühl, niemals komplett dazugehören zu können. Auch wenn ihre Diskriminierungserfahrungen sanfterer Natur sind als jene der ersten Generation, so empfinden sie diese häufig als stärker, weil sie in ihrer Selbstwahrnehmung in die deutsche Gesellschaft integrierte Migrantinnen sind. Gerade diese Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung weckt ihre Kampfbereitschaft.

Wir finden in unseren Interviews eine Reihe von Hinweisen darauf, dass Personen der zweiten Generation mit mehr Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein zu ihrem Namen stehen und entsprechend eine Politik der Grenzüberschreitung und Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft ablehnen, obwohl sie wissen, dass diese Haltung in Deutschland zu Nachteilen führen kann.¹⁰

So erzählt Hanifa, dass sie es sich „nicht nehmen lassen“ wird, ihrem Kind den Namen Mustafa zu geben, obwohl sie weiß, dass dieser muslimische Name in der deutschen Gesellschaft stigmatisiert werden könnte und einen gewissen „Beigeschmack“ hat.

Hanifa: Mein Opa schon Opa hieß Mustafa. Das ist einfach für mich ein so wunderschöner Name, das ist mir das glaub ich nicht nehmen lassen würde den Namen nicht zu geben. Aber es hat immer ein bisschen Beigeschmack. (GD 5: 893-895)

Haydar erzählt, dass die Diskriminierung eines potentiellen Namens durch die deutsche Gesellschaft für ihn keine große Rolle spielt. Auch hier findet sich das Narrativ, dass man es trotzdem schaffen kann. Er würde versuchen, seinem Kind Selbstvertrauen mit auf den Weg zu geben, um mit Vorurteilen umgehen zu können.

Haydar: Ich würd zielstrebig weiter ihn in seinen Kopf einreden und ihn andere Sichten zeigen, wie du es trotzdem schaffen kannst, obwohl es diese Menschen gibt, obwohl es Menschen gibt, die mit diesen Vorurteilen leben, kannst du es trotzdem schaffen. (GD 2: 619-622)

Nicht der Name des potentiellen Kindes muss an die hegemoniale Ordnung angepasst werden, sondern die Einstellung und Haltung des Kindes zu seinem Namen. Dementsprechend

¹⁰ Die Tatsache, dass sich die von uns interviewten Migrantinnen aus der Türkei und aus dem arabischen Raum bei der Vergabe von Vornamen vor allem an denen ihrer Herkunftsgesellschaft orientieren, deckt sich mit den Ergebnissen einer quantitativen Auswertung auf der Basis der Daten des Sozio-oekonomischen Panels (Gerhards und Hans 2009).

propagiert Haydar die Einübung von Selbstvertrauen, Mut und Hartnäckigkeit. Die Vorstellung, die eigene Herkunftsidentität nicht selbstbewusst auszuleben, wird als Selbstverleugnung empfunden. Der Islam ist für die türkischstämmige Pinar ein wichtiger Teil ihrer Identität und es ist ihr wichtig, dass nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Kinder selbstbewusst zu ihrer Herkunft stehen.

Pinar: Wieso soll ich das denn leugnen? Wieso soll ich denn nicht sagen, dass ich so lebe und dass ich diese Person bin und dieser Mensch soll sich einfach öffnen für den Namen und diese andere Welt sozusagen.

Nagihan: Also da stimme ich dir zu!

Pinar: Wieso soll ich denn [unverständlich], ich meine ich sage der Islam ist mir wichtig und mein Kind soll einfach einen islamischen Namen haben und das Kind soll dann einfach lernen damit umzugehen und das wird es dann lernen. (GD 2: 452-454)

Das Problem ist nicht der Name, sondern die Stigmatisierung des Namens durch die Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft. Diese sollen sich einfach gegenüber dem fremden Namen „öffnen“. Der Kampf gilt der Umwertung der symbolischen Ordnung. Der türkischstämmige Haydar will die gesellschaftlichen Denkmuster ändern und nicht sich selbst. Man selbst müsse nämlich selbstbewusst vorangehen und sich so zeigen wie man ist.

Haydar: Weil ich denke, wir müssen diese Gedanken aus ihren Kopf ändern und dann... wir können ja nicht ändern wenn wir das so vorangehen wie die es gerne wollen, sondern wir müssen so vorangehen wie wir es gelernt haben, also uns so geben wie wir sind und dadurch einfach denen zeigen, dass wir so sind wie wir sind. (GD 2: 756-759)

Für Haydar ist es wichtig, dass Türken sich selbst treu bleiben. Nur so könne man Diskriminierungen bekämpfen. Namensmanagement und Grenzpolitik sind damit nicht nur eine Frage der persönlichen Integrität, sondern auch eine kollektive Aufgabe, die darin besteht, Vorurteile durch das eigene Handeln zu widerlegen.

Während die erste Generation das Stigma ihrer Namen noch weitestgehend auszublenden versucht, verfolgt die zweite Generation eher eine Strategie der Stigma-Umwertung. Der Name Mohammed soll beispielsweise bewusst vergeben werden, um der deutschen Gesellschaft zu beweisen, dass auch Mohammeds ganz normale Menschen sind. Nagihan betont, dass man zeigen muss, dass Mohammeds ebenso erfolgreich sein können.

Nagihan: Ich finde auch, dass es keine Lösung ist (lacht) und vor allem wie du meinstest, dein Cousin ist Immobilienmakler und der heißt Mohammed, dann ist es doch etwas Schönes, wenn man dann sieht: Ah, ein Mohammed kann auch erfolgreich sein. Es gibt auch Ärzte, die heißen so. (lacht) (GD 2: Z. 623-625)

In einer der türkischen Familiendiskussionen werden diese Unterschiede zwischen der ersten und der zweiten Generation auch direkt angesprochen und reflektiert. Nazan und Amina sind

sich sicher, dass sie im Vergleich zu ihren Eltern viel aggressiver und kämpferischer mit Diskriminierungserfahrungen umgehen, da bei ihnen der „Gerechtigkeitssinn“ stärker ausgeprägt sei.

Nazan: Ich würd fast sagen, wir gehen aggressiver damit so was um als Anne und Baba [Türkisch für Mama und Papa - Anm. d. Verf.]. Ich weiß nicht, ich könnt jetzt nicht erklären wieso, aber wenn ich an meine kleine Schwester denke, die teilweise richtig

Amina: aggressiv

Nazan: aggressiv werden kann, wenn sie sowas sieht, weil das einfach nicht gerechtfertigt ist, ist es glaub ich bei uns der Gerechtigkeitssinn stärker ausgeprägt, weil wir ganz genau wissen so ein Vorurteil schlichtweg falsch, weil wir das Gegenteil beweisen und weil wir das Gegenteil beweisen, macht es uns glaube ich rasender, wenn wir dann mit sowas konfrontiert werden. (GD 14: 1004-1012)

Nazan sieht sich selbst als lebende Widerlegung von Vorurteilen. Genau dies spornt ihren Kampf gegen Diskriminierung an.

Die selbstbewusstere Bezugnahme auf die eigene Herkunft in der zweiten Generation deckt sich mit Befunden aus der quantitativen Forschung. Detlef Pollack und Kollegen (2016) haben eine Umfrage unter türkischstämmigen Personen der ersten und zweiten bzw. dritten Generation in Deutschland durchgeführt und u.a. die Einstellungen zu folgenden beiden Aussagen erhoben: „Die Muslime in Deutschland müssen sich an die deutsche Kultur anpassen“ und „Bedingung einer guten Integration ist es, selbstbewusst zu seiner eigenen Kultur und Herkunft zu stehen“. Von den Befragten der ersten Generation unterstützen 72% der Befragten die erste und 67% die zweite Aussage, während Personen der zweiten bzw. dritten Generation zu 52% die erste und zu 86% die zweite Aussage unterstützen. Die Assimilationsbereitschaft ist in der zweiten Generation offensichtlich geringer ausgeprägt als in der ersten, während umgekehrt das Selbstbewusstsein bezüglich der Herkunftsidetität stärker entwickelt ist.

4.2 Generationale Unterschiede bei anderen Migrantinnengruppen

Migrantinnen der *ersten Generation* der anderen – häufig aus Mittel- und Osteuropa kommenden – Gruppen nehmen im Unterschied zu muslimischen Migrantinnen aus der Türkei und den arabischen Ländern die Grenze zwischen sich und der deutschen Mehrheitsgesellschaft als weniger rigide war und zeigen sich zugleich stärker bereit, sich an die neuen Kontextbedingungen des Ankunftslandes anzupassen. Sie verfolgen eher assimilative Strategien der Grenzpolitik und in erster Linie eine Politik der Grenzaufweichung und Grenzüberschreitung.

Bezüglich der Wahl von Vornamen entscheiden sie sich häufig für Namen, die in beiden Ländern benutzbar sind oder wählen internationale Varianten.¹¹

Die von uns interviewten Migrantinnen der ersten Generation, die nicht aus der Türkei oder dem arabischen Raum stammen, begründen ihre assimilativen Strategien besonders mit Rekurs auf die stigmatisierenden Erfahrungen, die sie selbst mit ihren fremden Namen in Deutschland gemacht haben. Das zentrale Leitmotiv bei der Vergabe von Vornamen besteht darin, den eigenen Kindern mögliche Diskriminierungserfahrungen zu ersparen. So hat beispielsweise Taisija, deren Name oft falsch ausgesprochen wird, ihren Kindern bewusst einen einfach auszusprechenden und in Deutschland üblichen Namen gegeben.

Taisija: Ich hab Zwillinge und hab die extra nicht so einen Namen gegeben, wie bei mir, das ist also extrem, dass meine Namen wird total anders ausgesprochen

Alina: Kann mir vorstellen, ja.

Taisija: Und deshalb und das ist / Hab ich gesagt, ne für meine Kinder will ich das nicht und deswegen mein Sohn ein heißt Philipp und der andere William. (GD 10: 250-254)

Auch die polnischstämmige Agnieszka betont im Interview immer wieder, wie schwer sie es mit ihrem sehr exotischen Namen in Deutschland gehabt hat. Die Namensvergabe an die Kinder versteht sie deshalb als ein „Zugeständnis an die Zukunft“. Durch Namen, die sowohl in Deutschland als auch in Polen – wenngleich in unterschiedlichen Schreibweisen – üblich sind, soll einerseits in sehr moderater und dosierter Form die Herkunft markiert werden, vor allem aber das Leben der Kinder in der deutschen Gesellschaft vereinfacht werden.

Agnieszka: Aber komischerweise verstand ich das auch als ein Zugeständnis an die Zukunft. Wenn ich mir schon das Leben mit diesem Agnieszka schwermache [...] dann hab ich doch diese Zugeständnis für die Kinder gemacht. Dass sie dann doch international geschrieben werden. Aber auch solche Namen die dann Großeltern meinerseits, also die Polen, akzeptieren können – Szymon und Zuzanna – und das war eine gute Idee. (GD 9: 559-564)

Das Bedürfnis, die Kinder stärker mit Hilfe des Vornamens an die eigene Herkunft zu binden, wird zugunsten einer Assimilation der Kinder an die Situation in Deutschland zurückgestellt. So macht Agnieszka deutlich, dass es bei der Namenswahl nicht um ihre Zugehörigkeit gehe, sondern um die Optionen ihrer Kinder. Durch die deutsche Schreibweise der Namen Simon und Susanna sollte diesen mehr Handlungsfreiheit ermöglicht werden.

Agnieszka: Simon und Susanna. Jawohl.

¹¹ Auch dieser Befund deckt sich mit denen einer quantitativen Analyse, die wir an anderer Stelle publiziert haben. Während fast 90% der türkischstämmigen Eltern ihren Kindern einen Namen geben, der nur in ihrem Herkunftsland, nicht aber in Deutschland gebräuchlich ist, trifft das nur auf 43% der anderen Migrantinnengruppen zu (Gerhards und Hans 2009).

Bea: Ich hätte dann Szymon und Zuzanna gegeben und (lacht) um es schon mal meine Zugehörigkeit zum Land zu –

Agnieszka: Es ging nicht um meine Zugehörigkeit, sondern es ging um Kinder Zugehörigkeit. Und die sollten sich in der Weltgeschichte – (GD 9: 205-209)

Katja, die selbst negative Erfahrungen mit ihrem Namen in Deutschland gemacht hat, wünscht sich für ihre Kinder einen Namen, der jenseits von Identitätspolitik und der Markierung von Zugehörigkeiten ein leeres Blatt darstellt und mit dem man sich überall auf der Welt unauffällig bewegen kann.

Katja: Und da hab ich gesagt: okay, das ist ein Name, Adam, der ist international, da kann er überall hingehen, weil er wird / ich hab das Gefühl gehabt er ist einer, der überall hinget und das ist auch so.

(...) Es ist auch schon weiß ich nicht in Panama gewesen, der reist rum und der braucht wirklich einen Namen, der also sozusagen international ist. (GD 9: 165.172)

Während Angehörige der ersten Generation sich noch als Migrantinnen bzw. Fremde wahrnehmen, übertritt die *zweite Generation* diese symbolische Grenze und inszeniert sich mit Selbstverständlichkeit als Deutsche. Sie berichten nicht von derart starken und die Identität prägenden Diskriminierungserfahrungen, sondern heben ihr eher unproblematisches und normales Leben in Deutschland hervor. So betont beispielsweise der polnischstämmige Janek, dass er im Alltag überhaupt nicht das Gefühl hat, als Pole wahrgenommen zu werden. Selbst seinen Nachnamen sieht er durch die Häufigkeit in Deutschland als bereits normalisiert an.

Janek: Bei mir ist das zum Beispiel solange ich nur spreche und den Leuten meinen Namen nicht sage, würde keiner oder kaum jemand auf die Idee kommen, dass ich keine deutschen Wurzeln habe. Andererseits ist auch der Name – gerade unser Nachname Kowalski ist ziemlich häufig, also dafür, dass es halt ein slawischer Name ist, relativ häufig vertreten und halt auch schon eingebürgert über mehrere Generationen, dass es mit „s“ geschrieben wird oder dass die Frauen schon das „i“¹² haben und das ganz darüber wahrscheinlich gar keine Gedanken machen. (GD 17: 547-552)

Janek hat das Gefühl, dass er weder durch sein Aussehen, noch durch seinen Nachnamen als Ausländer kategorisiert wird. Sein Name sei zwar polnisch, aber in Deutschland sehr weit verbreitet und bekannt. Entsprechend nimmt er die Grenze zwischen dem Deutschen und dem Polnischen als nicht vollkommen rigide, sondern als mehr oder weniger durchlässig wahr.

Der skizzierte Unterschied zwischen den beiden Generationen manifestiert sich auch in der Praxis der Namensvergabe. Während die erste Generation noch auf die Verträglichkeit der Namen mit deutschen Gewohnheiten geachtet hat, spielen derartige Überlegungen bei der

¹² In Polen ist es gängig, dass Frauen den Nachnamen ihres Mannes zwar annehmen, aber die männliche Endung auf „i“ durch die weibliche Endung „a“ ersetzen. Der Mann hieße demnach zum Beispiel Kowalski und seine Frau Kowalska. In Deutschland ist es polnischen Migrantinnen erlaubt, die männliche Schreibweise anzunehmen.

zweiten Generation der von uns interviewten Personen kaum eine Rolle mehr. So denkt beispielsweise die polnischstämmige Wiktorja überhaupt nicht in den Kategorien „deutsch“ oder „polnisch“. Es ist ihr nur wichtig, dass der Name schön ist.

Interviewer: Aber wäre es dir auch wichtig einen Namen zu nehmen, der in Polen auch geläufig und gängig ist und den man dort auch kennt oder kann es auch ein ganz deutscher Name sein?

Wiktorja: Also eigentlich ist es mir nicht so wichtig, nur halt er sollte schön sein. Und halt nicht so wie Ramona, den finde ich nicht schön. (...) Aber halt Namen, die man einfach so aussprechen kann, dann ja, dann ist eigentlich egal, Hauptsache die hören sich gut an. (GD 12: 205-212).

Die Namensgebungspraxis orientiert sich hier weniger an der spezifischen Situation von Migrantinnen, sondern rekurriert auf Kriterien, die wir von Eltern der autochthonen Bevölkerung kennen: Ästhetische Merkmale sowie die Verteilung und Trendverläufe von Vornamen werden zu relevanten Bezugsgrößen, die die Wahl eines Vornamens steuern.

Dominik: Ich weiß nicht. Es gibt so viele Namen, die ganz toll sind, auch vom Klang und von der Schreibweise. Aber ich will halt keinen Namen nennen / Aber wenn ich sagen kann, dass ich einen Namen aussuchen würde für irgendwas, dann möchte ich das der Name einzigartig klingt, weniger da ist. (GD 16: 164-167)

Nicht die Markierung einer Gruppenidentität ist für den polnischstämmigen Dominik das entscheidende Kriterium bei der Wahl eines Namens, sondern dessen Klang und die Einzigartigkeit.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Auf der Basis von elf Gruppendiskussionen mit Migrantinnen unterschiedlicher Herkunft und sechs Gruppendiskussionen, an denen jeweils zwei Generationen einer Familie teilgenommen haben, sind wir der Frage nachgegangen, (1) ob sich die erste und zweite Generation von Migrantinnen in der Wahrnehmung der symbolischen Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und migrantischer Minderheit unterscheiden und (2) welche verschiedenen Strategien des Umgangs mit der symbolischen Grenzziehung die beiden Generationen entwickelt haben.

Bezüglich der ersten Frage zeigt sich, dass die von uns interviewten Personen der ersten und zweiten Generation die symbolische Grenze zwischen sich und der Mehrheitsgesellschaft in der Tat unterschiedlich erfahren haben.. Hinter diesem Generationsunterschied steckt wahrscheinlich ein Kohorteneffekt, der wiederum einen gesellschaftlichen Wandel spiegelt. Nicht nur stellen Migrantinnen einen immer größeren Anteil an der Gesamtbevölkerung dar, auch das Selbstverständnis der Bundesrepublik hat sich insofern verändert, als sie sich zunehmend

als Einwanderungsland versteht und die Anwesenheit von Migrantinnen zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Während die erste Generation mehr von Erfahrungen der Exklusion und der Grenzschießung berichtet, scheint die symbolische Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und migrantischen Minderheiten aus der Perspektive der zweiten Generation und aus der Sicht sehr junger Migrantinnen der ersten Generation permeabler geworden zu sein.

Dieser Prozess der Grenzaufweichung gilt aber nicht bzw. in geringerem Ausmaß für Migrantinnen aus dem türkisch-arabischen Raum. Sie machen insofern eine ambivalente Erfahrung als sie einerseits sehen, dass Migration etwas Selbstverständliches geworden ist, sie selbst aber als Muslime häufig ausgegrenzt werden. Die Erfahrung einer Grenzöffnung überlagert sich hier mit der Erfahrung einer Grenzkontraktion (vgl. hierzu auch das Konzept der postmigrantischen Gesellschaft bei Foroutan 2013).

Auch im Hinblick auf die Frage nach den Strategien der Grenzarbeit finden wir Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Generation. Aber auch diesbezüglich muss man zwischen den türkisch-arabischen Migrantinnen und den anderen Migrantengruppen unterscheiden. Sowohl die erste als auch die zweite Generation der türkisch-arabischen Migrantinnen nehmen eine symbolische Grenze zwischen sich und der Mehrheitsgesellschaft wahr. Doch während die erste Generation diese Grenze noch weitgehend akzeptiert, fühlt sich die zweite Generation trotz ihrer guten strukturellen Integration von der Mehrheitsgesellschaft diskriminiert und greift die von der Mehrheitsgesellschaft gezogene symbolische Grenze an. Beide Generationen vergeben zwar ähnliche Namen, sie tun dies jedoch aus ganz unterschiedlichen Motiven. Während die erste Generation aufgrund einer vorreflexiven Verbundenheit mit dem Herkunftsland auf Namen des Herkunftslandes zurückgreift, erfolgt der Rückgriff auf Namen des Herkunftslandes in der zweiten Generation sehr bewusst und intentional. Man ist sich der damit einhergehenden möglichen Stigmatisierung bewusst, möchte aber mit der Namenspolitik gegen die symbolische Exklusion aufbegehren und protestieren.¹³

Im Gegensatz zu arabischen und türkischen Migrantinnen nehmen die von uns interviewten Migrantinnen der anderen Gruppen die symbolische Grenze zur Mehrheitsgesellschaft als weitaus durchlässiger wahr. Sie wählen aus diesem Grund eher assimilative Strategien der Grenzpolitik. So glaubt die erste Generation im Gegensatz zu ihrem türkisch-arabischen Pendant, dass es möglich ist, sich der symbolischen Grenze anzupassen bzw. sie zu überwinden. Sie akzeptiert zwar (wie auch die erste Generation der arabischen und türkischen Migrantinnen) ihren Status als Fremde, doch ihren Kindern will sie Fremdheitsgefühle und negative

¹³ Dieser Befund deckt sich mit Ergebnissen aus anderen Forschungen. Diskriminierungserfahrungen verstärken die empfundene Distanz zwischen Minderheit und Mehrheit (Weiss 2014). Hinzu kommt, dass Angehörige der zweiten Generation höhere Ansprüche an ihr Leben im Aufnahmeland stellen, sich mehr Anerkennung wünschen und auch kämpferischer auf Diskriminierungserfahrungen reagieren (Sauer 2014; Salentin 2008).

Erfahrungen ersparen. Durch eine diplomatische Grenzpolitik versuchen sie, die Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und Minderheit aufzuweichen. Sie vergeben Namen, die sowohl in ihrem Herkunftsland als auch in der Ankunftsgesellschaft gängig und bekannt sind. Dabei muss man allerdings in Rechnung stellen, dass die Möglichkeiten der verschiedenen Migrantinnengruppen, ihren in Deutschland geborenen Kindern Namen zu geben, die weder für sie selbst noch für Deutsche „fremd“ erscheinen, sehr unterschiedlich ist.¹⁴

Während sich die erste Generation um eine Aufweichung der symbolischen Grenze zwischen Mehrheitsgesellschaft und Minderheit bemüht, nimmt die zweite Generation kaum noch eine Grenze wahr. Aus ihrer Sicht hat sich die Grenze weitgehend aufgelöst. Ihre Grenzpolitik besteht deshalb darin, keine Grenzpolitik mehr betreiben zu müssen, weil sie sich in die deutsche Gesellschaft integriert fühlen. Sie interpretieren sich als normale Deutsche und orientieren sich auch in ihrer Namensvergabepraxis an der Mehrheitsgesellschaft.

Die beschriebenen Unterschiede in der Grenz Wahrnehmung, der Grenzpolitik und im Namensmanagement haben wir in der Tabelle 1 noch einmal prägnant zusammengefasst. Dass die Aussagenreichweite unserer Untersuchung aufgrund der geringen Fallzahl sehr begrenzt ist, versteht sich von selbst. Insgesamt zeigt unser Generationsvergleich, dass Integration keinen geradlinigen und einheitlich verlaufenden Prozess darstellt. Aus der besseren strukturellen Integration der zweiten Generation ergibt sich nicht notwendigerweise, dass man sich auch durch die Mitglieder der Aufnahmegesellschaft anerkannt fühlt (vgl. dazu auch Portes und Rumbaut 2001 mit ihrem Konzept der „segmented assimilation“). Türkische und arabische Migrantinnen, die sich relativ stark von der Mehrheitsgesellschaft abgelehnt fühlen, neigen zu einer Rückbesinnung auf ihre Herkunftsidentität. Die Rigidität bzw. Durchlässigkeit der symbolischen Grenzen zwischen Mehrheit und Minderheit scheinen neben anderen Faktoren einen entscheidenden Einfluss auf die Namenswahl zu haben. Auch andere Studien haben darauf verwiesen, dass Diskriminierungserfahrungen vor allem in der zweiten Generation zu reaktiven Identitätsbildungen führen können (Portes und Rumbaut 2001; Çelik 2015).

¹⁴ Für türkische und arabische Zuwanderer ist der Pool an Namen, der sowohl in Deutschland als auch in ihrem Herkunftsland in gleicher oder in ähnlicher Weise genutzt werden kann, sehr gering (Gerhards und Hans 2009). Aufgrund der Zugehörigkeit zu einer anderen Sprachfamilie und einer anderen Religionsgemeinschaft (die historisch eine dominante Inspirationsquelle für die Namensgebung gewesen ist), finden sich hier kaum Namen, die in gleicher oder ähnlicher Weise in beiden Kulturen existieren. Die Situation stellt sich für Migrantinnen aus Polen, Russland und den südeuropäischen Ländern anders dar. Hier gibt es aufgrund der gemeinsamen christlichen Tradition deutlich mehr Vornamen, die in gleicher oder ähnlicher Weise sowohl in der Herkunftsgesellschaft als auch in Deutschland üblich sind. Dies macht es für Migrantinnen aus diesen Ländern deutlich leichter, bei der Auswahl eines Namens sowohl den Bezug zur Herkunftsidentität als auch zur Aufnahmegesellschaft zu markieren.

Tabelle 1: Grenzwahrnehmungen und Grenzarbeit von Migrantinnen der ersten und zweiten Generation differenziert nach Herkunftsgruppen

Migrationsherkunft und Generationszugehörigkeit	Wahrnehmung der Grenze	Bevorzugte Strategie der Grenzarbeit	Umgang mit einer möglichen Stigmatisierung	Dominante Handlungsorientierung
Erste Generation: Türkei und arabischer Raum	Klare Grenze zwischen Mehrheit und inferiorer Minderheit	Akzeptanz der Grenze: vorreflexive Orientierung an Tradition und Herkunft	Stigma ausblenden	„Was denn sonst?“
Zweite Generation: Türkei und arabischer Raum	Trotz struktureller Integration Erfahrungen der Grenzkontraktion	Umwertung der Grenze: reflexiver und selbstbewusster Kampf um Anerkennung der Herkunftsidetität	Stigma in Frage stellen	„Jetzt erst Recht!“
Erste Generation: andere Herkunftsländer	Klare Grenze zwischen Mehrheit und inferiorer Minderheit	Aufweichung der Grenze: assimilative und strategische Annäherung an die Grenze	Stigma minimieren	„Es beiden Seiten Recht machen.“
Zweite Generation: andere Herkunftsländer	Grenzaufweichung: Akzeptanz der Minderheit durch die Mehrheit	Überschreitung der Grenze: selbstverständliche Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft	Kein Stigma	„Es mir selber Recht machen.“

Die Ergebnisse unsere Analysen müssen allerdings in mehrererlei Hinsicht relativiert werden. Zum einen gilt es zu berücksichtigen, dass wir uns in unserer Analyse allein auf einen Generationsvergleich konzentriert haben und andere Faktoren, die die Namenspolitik beeinflussen wie z.B. die Klassenzugehörigkeit, das Geschlecht und die Religion, nicht berücksichtigt haben. Zum zweiten ergeben sich auf Grund der Zusammensetzung unserer Stichprobe Grenzen der Generalisierbarkeit unserer Befunde. Wie erläutert, sind Migrantinnen mit einem höheren Bildungsniveau und guten Deutschkenntnissen in unserer Stichprobe überrepräsentiert. Dies kann für die beiden von uns unterschiedenen Migrantinnengruppen unterschiedliche Folgen haben. Wir vermuten, dass Personen der zweiten Generation aus dem türkisch-arabischen Raum, die sich von der Mehrheitsgesellschaft abgelehnt fühlen, eher dazu neigen, selbstbewusste Formen von Grenzdefinition zu wählen als Personen aus der gleichen Gruppe mit geringer Bildung. Für Migrantinnen der zweiten Generation aus den anderen Ländern vermuten wir hingegen, dass Personen mit geringer Bildung eher Stigmatisierungs- und Exklusionserfahrungen machen als besser integrierte Migrantinnen mit höherer Bildung und entsprechend auch die Wahrnehmung der Existenz einer Grenze ausgeprägter sein wird.

Literatur

- Alba, R., & Nee, V. (2003). *Remaking the American mainstream: Assimilation and contemporary immigration*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Alba, R. (2005). Bright vs. blurred boundaries: Second generation assimilation and exclusion in France, Germany, and the United States. *Ethnic and Racial Studies*, 28, 20–49.
- Bail, C.A. (2008). The configuration of symbolic boundaries against immigrants in Europe. *American Sociological Review*, 73, 37–59.
- Barth, F. (1969). *Ethnic groups and boundaries: The social organization of culture difference*. Boston: Little Brown.
- Brubaker, R. (2012). Categories of analysis and categories of practice: a note on the study of Muslims in European countries of immigration. *Ethnic and Racial Studies*, 36, 1–8.
- Çelik, Ç. (2015). Having a German passport will not make me German: reactive ethnicity and oppositional identity among disadvantaged male Turkish second-generation youth in Germany. *Ethnic and Racial Studies*, 38, 1646–1662.
- Diehl, C. & Schnell, R. (2006). “Reactive ethnicity” or “assimilation”? Statements, arguments, and first empirical evidence for labor migrants in Germany. *International Migration Review*, 40, 786–816.
- Epstein, C.F. (1992). Tinkerbells and pinups: The construction and reconstruction of gender boundaries at work. In M. Lamont & M. Fournie (Hrsg.), *Cultivating differences: Symbolic boundaries and the making of inequality* (S. 232–256). Chicago: University of Chicago Press.
- Esser, H. (2006). *Sprache und Integration. Die sozialen Bedingungen und Folgen des Spracherwerbs von Migranten*. Frankfurt am Main: Campus.
- Eurostat (2011). First and second-generation immigrants - a statistical overview. URL: http://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php/First_and_second-generation_immigrants_-_statistics_on_employment_conditions. Zugegriffen: November 2017.
- Foroutan, N. (2013). Hybride Identitäten. In H.U. Brinkmann & H.-H. Uslucan (Hrsg.), *Dabei sein und Dazugehören* (S. 85–99). Wiesbaden: Springer VS.
- Gerhards, J & S. Hans (2009). From Hasan to Herbert: Name Giving Patterns of Immigrant Parents between Acculturation and Ethnic Maintenance. *American Journal of Sociology*, 114, 1102-1128.
- Gerhards, J. & S. Kämpfer (2017). Symbolische Grenzen und die Grenzarbeit von Migrantinnen und Migranten. Ein Typologisierungsvorschlag am Beispiel des Umgangs mit Vornamen. *Zeitschrift für Soziologie*, 46, 303-325.
- Hall, S. (1999). Ethnizität: Identität und Differenz. In Jan Engelmann (Hrsg.), *Die kleinen Unterschiede* (S. 83–98). Frankfurt am Main: Campus.
- Hans, S. (2010). *Assimilation oder Segregation? Anpassungsprozesse von Einwanderern in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Heath, A. (2014). Introduction: Patterns of generational change: convergent, reactive or emergent? *Ethnic and Racial Studies*, 37, 1–9.
- Horowitz, D.L. (1975). Ethnic identity. In N. Glazer & D.P. Moynihan (Hrsg.), *Ethnicity. Theory and experience* (S. 111-140). Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Hirschauer, S. (2014). Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. *Zeitschrift für Soziologie*, 43, 170–191.
- Kalter, F. & Granato, N. (2002). Demographic change, educational expansion, and structural assimilation of immigrants: The case of Germany. *European Sociological Review*, 18, 199–216.
- Kämpfer, S. (2014). *Migration und Lebenszufriedenheit: eine theoriegeleitete empirische Analyse*. Opladen: Budrich UniPress.
- Kuckartz, U. (2012). *Qualitative Inhaltsanalyse. Methode, Praxis, Computerunterstützung*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Lamont, M. (1992). *Money, morals, and manners: The culture of the French and the American upper-middle class*. Chicago/London: University of Chicago Press.

- Lamont, M. & Bail, C. (2008). Bridging boundaries: The equalization strategies of stigmatized ethno-racial groups compared. *Minda de Gunzburg Center for European Studies Working Paper Series No. 154*.
- Lamont, M. & Molnár, V. (2002). The study of boundaries in the social sciences. *Annual Review of Sociology*, 28, 167–195.
- Mayring, P. (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim: Beltz.
- Pollack, D., Müller, O. Rosta, G. & Dieler, A. (2016). *Integration und Religion aus der Sicht von Türkeistämmigen in Deutschland*. Repräsentative Erhebung von TNS Emnid im Auftrag des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ der Universität Münster.
- Portes, A. & Rumbaut, R.G. (2001). *Legacies: The story of the immigrant second generation*. Berkeley: University of California Press.
- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2010). *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg.
- Römhild, R. (2011). Global Heimat. Der Alltag junger Migranten in den Widersprüchen der Einwanderungsgesellschaft. In W.-D. Bukow, G. Heck, E. Schulz & E. Yildiz (Hrsg.), *Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft* (S. 21–32). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Salentin, K. (2008). Diskriminierungserfahrungen ethnischer Minderheiten in der Bundesrepublik. In A. Groenemeyer & S. Wieseler (Hrsg.), *Soziologie sozialer Probleme und sozialer Kontrolle: Realitäten, Repräsentationen und Politik. Festschrift für Günther Albrecht* (S. 515–526). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaft.
- Sauer, M. (2014). *Integrationsprozesse, wirtschaftliche Lage und Zufriedenheit türkeistämmiger Zuwanderer in Nordrhein-Westfalen. Ergebnisse der Mehrthemenbefragung 2013*. Essen: Zentrum für Türkeistudien und Integrationsforschung.
- Schnell, P. (2014). Transmission von Partnerpräferenzen bei muslimischen Familien in Österreich. In H. Weiss, P. Schnell & G. Ates (Hrsg.), *Zwischen den Generationen* (S. 113–134). Wiesbaden: Springer VS.
- Statistisches Bundesamt (2015). *Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus*. Fachserie 1, Reihe 2.2.
- Sue, C.A. & Telles, E. (2007). Assimilation and gender in naming. *American Journal of Sociology*, 112, 1383–1415.
- Weiss, H. (2014). Der Wandel religiöser Glaubensgrundsätze in muslimischen Familien – Säkularisierungstendenzen bei der 2. Generation. In H. Weiss, P. Schnell & G. Ates (Hrsg.), *Zwischen den Generationen* (S. 71-94). Wiesbaden: Springer VS.
- Wimmer, A. (2004). Does ethnicity matter? Everyday group formation in three Swiss immigrant neighbourhoods. *Ethnic and Racial Studies*, 27, 1–36.
- Wimmer, A. (2008). Elementary strategies of ethnic boundary making. *Ethnic and Racial Studies*, 31, 1025–1055.
- Zolberg, A.R. & Woon, L.L. (1999). Why Islam is like Spanish: Cultural incorporation in Europe and the United States. *Politics and Society*, 27, 5–38.